

Erlebnisbericht Verena Smykalla

Projektbesuch Kamerun 24.02. – 10.03.2008



Reisebericht Kamerun 24.2. – 10.3.2008

Die kleinen Sterne leuchten immer, während die große Sonne untergeht.

Senegal

Zunächst vorweg: Afrika ist groß, Afrika ist vielfältig, Afrika ist widersprüchlich: Rwanda ist nicht Kamerun, der Kongo nicht Tunesien und Sierra Leone nicht Tansania. Dieser Bericht spiegelt einzig und alleine meine subjektiven Erfahrungen und Wertungen wieder und wie gesagt: Kamerun ist nicht Afrika und ich bin nicht Deutschland.

Vorbereitungen:

Am Sonntag, den 24.2.2008 war es endlich soweit: mein Einsatz in Kamerun begann! Lange vorher hatten die Vorbereitungen begonnen, es wurden verbliebene Französisch-Kenntnisse mobilisiert und wieder ins Bewusstsein gerufen, Wortschatz gepaukt, Informationen über Land und Leute eingeholt, Visum beantragt, Aufgaben vor Ort besprochen, Zeitpläne erstellt, Gefahrenseiten des Auswärtigen Amtes studiert und, und, und.

Trotzdem war ich relativ aufgeregt, als ich schließlich am Stuttgarter Flughafen mein Ticket in der Hand hielt mit der Aufschrift „Yaoundé“. Da war es dann endgültig. Afrika. Schwarzafrika. Nicht einfach nur Südafrika oder Tunesien oder Marrakesch, wo ganze Horden weißer Touristen anzutreffen sind – nein, meine Mission würde mich ans Ende der Welt führen.

Nach Flugzeugwechsel in Zürich und kurzem Zwischenstopp in Äquatorialguinea landete Flug LX276 mit mir an Bord gegen 21:00Uhr am internationalen Flughafen Nsimalen etwa 20 Kilometer vor den Toren Yaoundés.

Nach den Einreiseformalitäten und der obligatorischen Gelbfieberkontrolle durch zwei Flughafenmitarbeiter in weißen Möchte-Gern-Arzt Kitteln wurde ich endlich zum Gepäckband durchgelassen und wartete dort ungeduldig auf meinen Rucksack. Trotz aller Vorwarnungen hatte ich vergessen, den Inhalt meines Rucksacks mit Vorhängeschlössern gegen Diebstahl zu sichern. Nun hatte ich Angst, dass arme Gepäckbeförderer sich die Spielsachen für noch ärmere Waisenkinder unter den Nagel gerissen hatten.

Dem war zum Glück nicht so und auch der Zoll ließ mich glücklicherweise ohne weitere Kontrollen passieren. Hätten sie nur einen raschen Blick auf mein Gepäck geworfen, so wäre wohl aufgefallen, dass ich mit meinen Mitbringseln made in Germany locker einen Spielzeugladen eröffnen hätte können. So wurde ich aber aufgrund meiner Hautfarbe einfach durchgewunken. In der Wartehalle hielt ich Ausschau nach einem Schild mit meinem Namen, da ich ja nicht wusste, wie Hédwige aussah. Ich suchte und suchte und suchte – nein, so lange dauerte es nicht, bis die ersten Schwarzen auf mich zukamen und mir Hotels, Taxis, Heirat und Geldwechsel anboten. Die Angebote klangen wenig verlockend, also wartete ich weiterhin. Arg viel anderes blieb mir schließlich auch nicht übrig. Nach einer halben Stunde kam mir als pünktliche Schwäbin die Sache spanisch vor, aber sie hätte mir besser afrikanisch vorkommen sollen: Nach geschlagenen zwei Stunden Wartezeit, in denen sich jeder der anwesenden Jungs mindestens drei Mal nach meinem Wohlergehen erkundigte und fragte, ob ich mir die Sache



mit der Hochzeit nicht doch nochmal überlegen wolle, kam sie schließlich. Hédwige. Und Ulrich, ihren Freund, im Schlepptau. Statt einer für hiesige Verhältnisse fälligen Erklärung, Entschuldigung oder zumindest faulen Ausrede sagte sie einfach nichts. Mmh... Auf dem Weg zum Auto kam uns dann zu gute, dass Ulrich ein sehr hoch gewachsener Mann – um nicht zu sagen ein Riese – ist, der meine ganzen neuen Freunde von ihrer Idee abbrachte, für ihre Gefälligkeiten nun Geld zu verlangen.

25.02.2008:

Mein erster Tag in Afrika beginnt früh, um 4:00Uhr meinte der Hahn, er müsse nicht nur das komplette Viertel, sondern die ganze Stadt wecken. Das war auch der Weckruf für die Kinder – Jovany, Ornella und Russel – Hédwiges Neffen und Nichte. Um 6:00Uhr schwoll der Straßenlärm an und rüttelte mich aus dem Schlaf. Es dauerte einige Augenblicke, bis ich begriff. Ich bin in Kamerun. Es ist tatsächlich soweit.

Eine Stunde später kam Hédwige und verdonnerte mich zum endgültigen Aufstehen. Wofür das gut war, kann ich nur schwer sagen, denn Frühstück gab es erst 2,5 Stunden später. Es bestand aus Brot mit exquisiter Gourmet-Mayonnaise und heißem Wasser mit Milchpulver. Mmmh!!

Zur Mittagszeit fuhr Ulrich Hédwige und mich zu AFASO. Aufgrund des Streiks der Taxifahrer waren wir auf seine Privat-PKW angewiesen, was zu dem Zeitpunkt aber noch niemand als besonders außergewöhnlich einschätzte. Hédwige stellte mir die Aufgaben und verschiedenen Projekte bzw. Kooperationspartner von AFASO vor.

Am Spätnachmittag bestellten wir bei einem Buchhändler Taschen, in die wir Erste-Hilfe-Pakete für die 16 Kinder packen wollten. Warum in Kamerun überhaupt jemand ein Schild über seinem Laden montiert, verstehe ich nicht, denn man kann sowohl bei einem Schuster Frischfleisch als auch bei einem Taxifahrer Klamotten ordern...

Glücklicherweise wohnte neben dem vermeintlichen Buchladen eine Freundin Hédwiges (ich weiß nicht, ob es eine Freundin war, oder ob in Afrika einfach jeder zu einem „Freund“ erkoren wird, wenn es gerade von Nutzen ist). Das kam gerade recht, denn nach dem ach-



so-anstrengenden 3-Stunden-Arbeitstag hatte sie sich eine Pause redlich verdient. Also begrüßte sie ihre Freundin mit den Worten „Salut, je suis trop fatiguée!“, fläzte sich aufs Sofa und fing an zu schnarchen. Gut, dass ich keinen „Ich-wohn-zwar-in-Yaoundé,-sprech-aber-doch-lieber-was-anderes-als-Französisch“-Dialekt konnte und mit der Frau folglich nur unter Einsatz aller verfügbaren Körperteile kommunizieren konnte. Danach hätte ICH mich auf die Couch knallen können – denn das war Schwerstarbeit!! Ihre vier Kinder schauten mich aus sicherer Entfernung an, wagten aber nicht, sich mir zu nähern. Es war nicht Unsicherheit bei meinem Anblick, die sie daran hinderte, herüberzukommen – nein, es war tief verwurzelte Angst.

Als Hédwige ausgeschlafen hatte, konnten wir uns auf den Heimweg machen. Dazu marschierten wir durch die halbe Stadt, um endlich eine Mitfahrgelegenheit zu finden. Hédwige blieb an jeder zweiten Straßenecke stehen, weil sie einen Bekannten traf und mit dem natürlich das aktuelle Geschehen durchquatschen musste. Für mich waren diese Unterbrechungen weit weniger angenehm – von allen Seiten schallte

es nur „La Blanche, la Blanche!! Tu as vu la Blanche?!?“ . Ja Leute, ich habe auch bemerkt, dass ich weiß bin. War am Anfang ein ganz schöner Schock, aber nach 21 Jahren habe ich mich damit abgefunden. Das war dann aber auch schon. Ich atme genau wie ihr und ich schwitze genau wie ihr in dieser scheiß Hitze. Ich rechnete fast damit, abends in den Nachrichten die Top-Meldung des Tages zu hören: „Yaoundé hat einen Superstar! Begegnung mit einer Weißen“.... Der mir geschenkten Aufmerksamkeit zu Folge hätte das jedenfalls gut sein können.



Wenn wir doch mal weiter liefen, fielen mir vor allem die Frauen in ihren bunten Gewändern auf, die alles auf dem Kopf trugen: Reissäcke, Bananenstauden, unfahrbare Fahrräder. Ich sah die Folgen einer zunehmenden Landflucht, die Menschen von den Dörfern in die Städte treibt. Täglich pilgern ehemalige Bauern ins wuchernde Yaoundé. Kameruns Hauptstadt ist neben Douala größter Magnet für das Heer der Glückritter aus der Provinz. Das

ferne Schimmern der Konsumgüter und die bunten Fernsehbilder locken mit Verheißungen. Außer der Hoffnung auf ein besseres Leben aber tragen die ehemaligen Dorfbewohner nur wenig in den Taschen.

Der Straßenrand wird gesäumt von zahlreichen Erdnuss-Verkäufern, die ihre Nüsse in leere Whiskyflaschen abfüllen. Deshalb wundert man sich hier auch kaum über leere Alkoholflaschen auf dem Schreibtisch – für manch einen sicher ganz praktisch. ;-)

Wir kamen an vielen „Telefonzellen“ vorbei, die im Grunde genommen aus nichts anderem als einem verzweifelten Handybesitzer bestanden, der sein Mobiltelefon gegen Gebühr auslieh.

Auffallend war die große Anzahl an Männern, die faul im Schatten saßen und Motorräder neben sich stehen hatten. Bei der Kombination beider Faktoren handelt es sich meist um einen Taxistand. Denn in Yaoundé gibt es die sogenannten "Mototaxis"; man heizt also auf dem Rücksitz eines Motorrads durch die Stadt; zwischendurch wird immer mal angehalten, um einen Kollegen nach dem Weg zu fragen. Man muss wissen, dass in Kamerun nichts geht, absolut nichts, bevor das Fahrzeug nicht voll ist. Wir warteten also auf einen dritten Fahrgast, bevor wir dann zu viert auf dem Mini-Moped losfahren konnten. Mir kommt die Geschwindigkeit recht heftig vor, aber sowohl Tacho, als auch Drehzahlmesser und Tankanzeige zeigen einheitlich Null – also überhaupt kein Grund zu Beunruhigung. Wie gesagt, Motofahren in Yaoundé ist ein Erlebnis! Und je nach Fahrstil des Fahrers auch ein Wagnis....



26.02.2008:

Am nächsten Tag gab es immer noch keine Taxis, was als Ausrede gesehen wurde, erst um 11:00Uhr in die Gänge zu kommen. Geweckt wurde ich trotzdem pünktlich um 7:00 Uhr. Mit einem Ehepaar fuhren wir durch die halbe Stadt, um eine Frau zu besuchen, die aber nicht daheim war. Also machten wir uns auf, eine andere Freundin bei der Arbeit zu besuchen, aber auch sie war nicht anzutreffen. Spontanität schön und gut – aber wenn ihr schon alle ein Handy habt, dann könntet ihr es in solch einem Fall doch auch benutzen!?! Bei der

dritten Station hatten wir dann mehr Glück – wir trafen Justine, Mutter von Mathias Mbembe und gleichzeitig Buchhalterin bei AFASO, an der Hauptstraße an und sie brachte uns zu sich nach Hause. Ich bin sicher, dass sich jeder Ortsunkundige mindestens zwei Wochen unter fachmännischer Anleitung in das dortige Wegesystem einweisen lassen müsste, um sich nicht zu verirren und elend zu verhungern.



Die Familie wohnt zu dritt in einem beengten 2-Zimmer-Häuslein, das aber trotzdem über einen Fernseher verfügte. Küche, Wohnzimmer, Fahrradkeller, Büro, Waschküche, Kinderzimmer, begehbarer Kleiderschrank, Speisezimmer und was es sonst noch so gibt, war in einem 14m²-Raum untergebracht. Justine war sehr nett und entsprach dem idealen Klischee-Bild einer Afrikanerin: dick, richtig dick, geflochtene Haare, strahlendes Lächeln, farbenfrohes Gewand, herzliche Art, Mutterinstinkt,....

Mittags besuchten wir die Familie von Boris, die einen Wasseranschluss bekommen hätte sollen... zumindest wurden 300€ für so etwas ähnliches ausgegeben... Da die Kenmoés nur etwa eine halbe Stunde von Hédwiges Haus entfernt wohnen, konnte ich diese dann doch überzeugen, auch trotz des Streiks der öffentlichen Verkehrsmittel dort vorbeizuschauen, zu Fuß eben. Auf dem Weg zum Haus der Familie kam ich zum ersten Mal in Kontakt mit umgekehrtem Rassismus – Schwarz gegen Weiß. Ein paar Jugendliche traten aus ihrem Brettverschlag hervor und riefen: „Hey Weiße, schau her, jetzt siehst du mal: in Kamerun laufen ALLE, auch du. So funktioniert das hier in Afrika. Ihr seid nicht besser, auch für dich fahren keine Taxis!“... okay, was soll man dazu sagen?!? Ich spürte Tränen in mir aufsteigen, denn immerhin gab ich doch schon mein Möglichstes, um die Unterschiede zwischen Schwarz und Weiß zu verkleinern und mein Privileg, Deutsche zu sein, in einen Vorteil für die Kinder vor Ort einsetzen zu können. Ich war doch hier, weil ich mir der Tatsache der Ungerechtigkeit in der Welt so sehr bewusst bin, dass es fast schon schmerzt. Aber was soll ich denn noch tun!?!? Und warum wurde ich nur nach meiner Hautfarbe bewertet, warum fragte mich kein Mensch hier nach meinem Namen?! Sollte ich mich dunkel anmalen, würde das die Dinge drastisch ändern!?!?

Die Kenmoés freuten sich riesig über meinen Besuch. Sie waren gerade am Kochen – unter freiem Himmel, weil sie im Haus keine Küche haben. Zwar bereiteten sie Dinge zu, die ich niemals für etwas Essbares halten würde, aber interessant war es allemal. Hier kam ich auch in den Genuss meiner ersten afrikanischen Banane.



Als ich die Geschenke übergab, hüpfte Boris Mutter vor Freude im ganzen Haus herum – 50€ würden ihr Leben verändern, ein unverhoffter Geldsegen! Die Mädels waren glücklich über die Haarspangen, Mama Kenmoé verschlang ihren Brief – nur Boris blieb zurückhaltend und still....bis er den Zeitungsartikel mit seinem Bild entdeckte. Sein mürrischer Gesichtsausdruck veränderte sich schlagartig in ein breites, strahlendes Lachen, das ansteckend auf alle Umstehenden wirkte. A new star was born!! Die Nachbar wurden gerufen und eilten herbei, denn jeder wollte einen Blick auf das Dokument werfen. Ich war super froh, mal nicht im Mittelpunkt zu stehen, sodass diese Abwechslung ganz recht kam. Zum Schluss

besichtigte ich noch das Schlafzimmer (ein einziger Raum für 8 – 14 Leute → die Zahlen schwanken, in Afrika weiß man nie, wer eigentlich wo wohnt, denn es gibt keine festen Wohnsitze), in dem es wirklich am nötigsten fehlte. Matratze und Bettzeug für die Familie waren in Gedanken schon gekauft!

Obwohl die Leitungen verlegt sind und alles startklar ist, kann noch kein Wasser gezapft werden, da Wasserzähler seit Monaten ausverkauft sind. So muss die Familie eben bislang illegal vom Anschluss des Nachbarn zapfen – vorbei an der Wasseruhr. Wenn die Stadt diese Nutzung bevorzugt, kann man ihr auch nicht helfen. Statt dem früheren 1,5 Kilometer langen Weg plus steilen Anstieg zur dreckigen Wasserpfütze muss heute nur noch eine Strecke von 150 Metern zurückgelegt werden, um an sauberes (!!) Wasser zu gelangen. Ein wahrer Fortschritt – ermöglicht durch die Gelder aus Deutschland!

Abends wollte ich endlich meine Isolation beenden und ein Lebenszeichen nach Deutschland schicken. Also gingen wir in eines der beiden Internetcafés, die es in Yaoundé gibt. Wer denkt, er sei rückständig, weil er „nur“ einen ISDN-Anschluss fürs Internet hat, der kann sich nun aufatmen: Das „highspeed“-Internet in Kamerun funktioniert über Modem. Außerdem sehen die Computer so aus, als wären sie kurz nach dem Zweiten Weltkrieg nach Afrika geschifft worden. Von einer Stunde Internetnutzung blieben demnach effektiv vielleicht 8 Minuten deutscher Verhältnisse übrig, weil die Tastaturen aus Frankreich stammen und total verdreht sind und statt A ein Q steht und auf Satzzeichen ganz verzichtet werden muss....

27.02.2008:

Mittwochs, an meinem dritten Tag, befanden wir uns auf der Schwelle zu einem Bürgerkrieg. Kein einziges Auto fuhr mehr, nicht einmal Privat-PKWs, Tankstellen wurden blockiert, Straßenbarrikaden errichtet, die Nachrichten berichteten von blutigen Aufständen und Ausschreitungen in Douala und Bamenda, Menschen verschanzten sich in ihren Häusern, es herrschte Weltuntergangsstimmung. Die Stadt war wie ausgestorben, eine gespenstische Stille drückte auf die Gemüter.

Es war sinnlos, zu versuchen, irgendwohin zu gelangen, was nicht innerhalb von Laufreichweite lag. Also beschloss Hédwige, eine ihrer Freundinnen zu besuchen. Mit mir im Schlepptau gingen wir ins Lycée Bilingue, in dem auch Boris lernt. Komischerweise gibt es einen getrennten Schüler- bzw. Lehrereingang. Zu meinem Leidwesen hatte Hédwige mal wieder perfektes Timing an den Tag gelegt, sodass gerade Vesperpause war, als wir das Gelände betraten. Sofort ging ein Aufschrei durch die Menge: „La Blaaaaaaananche!!“. Gut, dann waren jetzt wenigstens alle informiert. Hätte ja sein können, dass einer gerade auf

dem Klo saß. Aber auch derjenige wäre dann spätestens jetzt im Eilschritt nach draußen gerannt.

In der Pause konnten die Kinder etwas beim ... naja... wir würden es vielleicht „Schulbäcker“ nennen... für dort käme allerdings der Begriff Foodstall (wobei „Stall“ ganz treffend ist) eher in Frage: am Rande des Geländes standen etwa 20 Holzbarracken, in denen die Schüler Getränke, Eis und Snacks kaufen konnten. Absoluter Verkaufsschlager war das Nudelbrot – Baguette mit einer Ladung Spaghetti gefüllt. Wer nicht schnell genug oder einfach verfressen war, den peitschte der aufsichtsführende Lehrer wieder zurück in die Klassenräume. Mir wurde allerdings noch lange, nachdem der Unterricht schon wieder aufgenommen worden war, nachgepiffen ;-)

Auf dem Nachhauseweg ging Hédwige in eine Bäckerei, um sich ein Eis zu kaufen. Warum das 20 Minuten dauerte, kann ich nicht wirklich erklären, aber jedenfalls stand ich währenddessen auf der Straße, sichtbar für alle Passanten. Es dauerte etwa einen halben Augenblick, bis die ersten Männer auf mich aufmerksam wurden. Sie tuschelten untereinander, aber keiner hatte den Mumm, zu mir zu kommen und mich anzusprechen. Weil ich selbst auch nichts sagte, meinte einer irgendwann, ich käme wohl aus Griechenland und verstünde kein Französisch. Alles lachte, während ich vergeblich auf den Witz wartete. Hédwige war immer noch dabei, Lutscher und Eis zu kaufen. Die Männer riefen mir zu, ich solle zu Hause verbreiten, dass in Kamerun Krieg herrsche, denn dann dürften sie wenigstens das Land verlassen und Asyl beantragen, so wie die Einwohner aus dem Tschad oder dem Sudan...“ Ich betete nur, dass sie hoffentlich nicht Recht bekommen und hier ab morgen alles in die Luft fliegen würde. Krieg kommt schneller als man denkt, das muss ich nicht erst verbreiten.



Mittags machte ich noch einmal den naiven Versuch, Hédwige davon zu überzeugen, doch noch ein paar Kinder zu Fuß zu besuchen, aber sie lachte nur kurz: es sei zu gefährlich, die Stadt sei dicht, brennende Autoreifen an jeder Ecke, usw. Das musste ich wohl so hinnehmen. Auf der anderen Seite hab ich gemerkt, dass so mancher Kameruner ein adäquater Ersatz für den Klischee-Amerikaner ist, der keine zwei Schritte gehen kann ohne zu ermüden und einen fahrbaren Untersatz zu verlangen.

Schließlich kam der Spätnachmittag – ein Zeitpunkt, zu dem alle schliefen und ich mehr oder weniger alleine in diesem Haus zurückblieb. Und so ziemlich sofort wusste ich: das geht nicht gut! Alleine in diesem Haus, in dieser "Luftblase", zusammen mit einer Tonne von Staub, wer weiß wie vielen Skorpionen und Ratten und Elefanten und Kakerlaken und sonstigem Geraffel, das war nicht die Wohnsituation, die gut für mich war. Ich teilte mir das einfache



Zimmer mit einer Spinnenfamilie, die für mich die Termiten fernhielt.

War ich erleichtert, als eines der Kinder aufwachte und sich entschloss, mal wieder meine Haarbürste, Taschenlampe oder mein Tagebuch auseinander zu nehmen. Das sind Dinge, die sie noch nie gesehen hatten und

die folglich super spannend für sie waren. Deutsche Kinder bekommen stattdessen „Mein großer physikalischer Experimentierkasten“ geschenkt. Nachdem sich das Shampoo fast vollständig über mein Bett ergossen hatte, meine Kaugummis gegessen und meine Kreditkarten in Gefahr waren, brachte ich die Kinder nach draußen. Mit einem deutschen Wasserball spielten wir Fußball, wobei die ganze Straße rätselte, was die Weiße denn in dieser abgefuckten Gegend wohl mache. Es war das erste Mal, dass ich Hédwiges Neffen und die Nichte außerhalb des Hauses in sicherer Entfernung vom Fernseher sah. Plötzlich lebten sie auf und schienen Spaß zu haben. Vor allem Russel, 2 Jahre alt, war vor Begeisterung kaum zu bremsen. Er entdeckte den rotbraunen Tonstaub auf der Straße, der die ganze Stadt einfärbte, und fand es wahnsinnig toll, sich damit einzuschmieren und wie ein Indianer auszusehen. Nachdem er normalerweise den ganzen Tag im Haus verbrachte, war es auch für ihn eine gelungene Abwechslung, die Gegend zu erkunden. Warum die Eltern nicht auch mal rausgehen mit ihren Kindern, verstehe ich absolut nicht. Jovany und Ornella wollten nicht mal mit den Nachbarskindern spielen, obwohl wir dann verschiedene Teams hätten bilden können. Sowas machen ja sogar versnobte deutsche Kinder, die mit Playstation, Computer und Internet-Flatrate ausgestattet sind und all-inclusive im Hotel Mama leben.

Ich muss sowieso sagen, dass der Einzug des Fernsehers wahrscheinlich einen großen Teil des Miteinanders zerstört hat. Familien kommunizieren nicht mehr miteinander, sie tauschen sich nicht über ihr Leben und die Geschehnisse des Tages aus, sie sitzen einfach nur stumm wie Fische zusammen vor der Glotze. Morgens mit dem Weckruf des Hahnes geht der Fernseher an und abends macht der Letzte den Kasten wieder aus. Dazwischen werden sämtliche Telenovelas rauf und runter angeschaut, ab und an mal Nachrichten gehört, die zu 98% aus innenpolitischen Meldungen bestehen und der Rest sind Zeichentricksendungen.

Abends war die Situation im Land wirklich kritisch, an ein Ende des Streiks war nicht zu denken. In den Nachrichten erfuhr man von einigen Toten in Bafoussam im Zuge der „Aufräumarbeiten“ der Polizei. Hédwige wollte am nächsten Tag Essensvorräte anlegen und ihr Freund konnte an diesem Abend nicht einmal nach Hause kommen, weil er in einem anderen Teil der Stadt arbeitet und dieser abgeriegelt worden war. Was zuvor als witzig empfunden wurde, war nun blutiger Ernst. Der Ausbruch eines Bürgerkriegs stand kurz bevor.

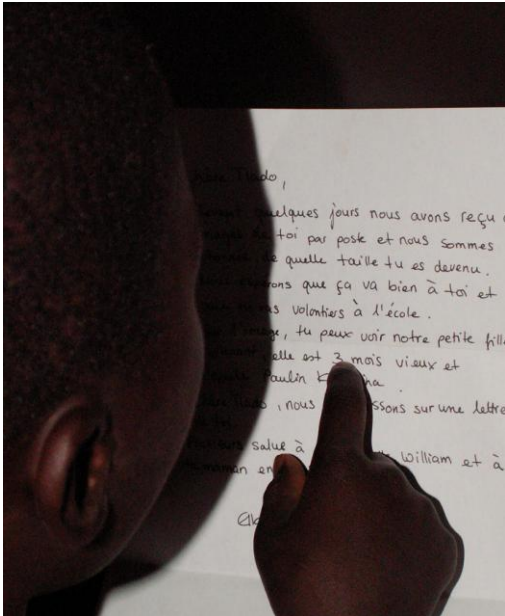
28.02.2008:

Morgens wachte ich wegen des enormen Lärmaufkommens vor dem Haus auf. Ich rechnete fest damit, dass das das Klirren der Panzerketten wäre, die langsam durch die Straßen fahren, allzeit bereit, Demonstranten und Aufständische mitsamt aller Nachbarhäusern in die Luft zu jagen. Hédwige kam aber zum Glück zu mir ins Zimmer und meinte, es gäbe zwar keine Taxis, aber eben auch keinen Krieg. Alles sei ruhig. Puuuuuuh... wenigstens etwas.

Kurz darauf rief der deutsche Botschafter an, um sich über meine Situation zu informieren. Ich weiß nicht mehr genau, was er erzählt hat, weil ich innerlich frohlockte, vom deutschen Botschafter – und ich sage noch einmal: vom deutschen Botschafter höchstpersönlich – angerufen worden zu sein. Wieder eine Sache auf meiner To-Do-Liste abgehakt ;-) Es war ein sehr beruhigendes Gefühl, zu wissen, dass Leute von offizieller Seite über meine Anwesenheit Bescheid wussten und sich sogar die Mühe machten, sich bei mir zu melden. Plötzlich ging es mir wieder gut, denn nun wusste ich, dass im Falle einer Verschlimmerung der Zustände alles Mögliche getan würde, um uns da rauszuholen. Leider meinte der Botschafter, dass ich unter keinen Umständen nach Bamenda reisen und mich auch tagsüber bevorzugt im Haus aufhalten solle. Sicherheit hin oder her – aber das war zu viel des Guten. Ich war doch keine 7000 Kilometer nach Kamerun gereist, hatte 20 Kilogramm Spielsachen dabei und zwei Wochen Zeit, um dann nachher in Yaoundé festzusitzen, nur weil ein paar

Aufständische meinen, sie müssen Stress schieben. Nein, so einfach ließ ich mich von meinem Vorhaben nicht abbringen. Das war ich den Kindern, den Paten und auch mir selbst schuldig. Ich wollte nach Bamenda!! Eingesperrt zu sein für eine weitere Woche, das hätte mich fertig gemacht. Hédwiges Haus ist schließlich nicht Yaoundé, und Yaoundé ist nicht Kamerun. Ich wollte noch mehr sehen!

Gegen Mittag kam Audrey, ein kamerunisches Mädchen, das momentan am Goethe-Institut Deutsch lernt und mit Marianne befreundet ist, um mir die Langeweile zu nehmen. Man kann sich nicht vorstellen, was es für ein ungutes Gefühl ist, in einem fremden, hoch spannenden Land zu sein, auf dessen Besuch man sich ewig gefreut hat, um dann nachher mehr oder weniger eingesperrt zu sein und festzusitzen. Es war frustrierend.



Mit Audrey fuhren wir am Spätnachmittag auf zwei Mototaxis, die den Betrieb bis dahin wieder aufgenommen hatte, zu den Zwillingen Mado & Pierrette Koukoué. Da es mittlerweile angefangen hatte, zu regnen, weichte der gesamte Berg, auf dem das Stadtviertel liegt, auf, und bildete eine undurchdringliche Matschfläche, durch die man waten musste, weil die Motos kapitulierten und kein Fahrzeug der Welt es hier durchgeschafft hätte. Die Mädels hatten sich herausgeputzt und ihre schönsten Kleider angezogen. Über die Briefe freuten sie sich sehr, noch viel mehr allerdings über die Bilder aus Deutschland, die genauestens studiert wurden. Die Klohäuschen, die AWI der Familie gesponsert hat, sind mittlerweile fertig gestellt und sehen sehr hygienisch aus.

Danach besuchten wir sowohl Michelle, als auch Nagor, die beide in derselben Nachbarschaft wohnen. Im ersten Moment war ich sehr erstaunt über das große, schön eingerichtete Haus, in dem Michelle nun wohnt. Hier mangelt es an nichts – die Familie des Onkels verfügt über ein Motorrad, Fernseher, Digi-Cam, ausreichend Möbel, usw., sodass ich wirklich stutzig wurde. Aber wie gesagt: das ist der Besitz des Onkels. Womöglich wurde Michelle nur deshalb aufgenommen, weil für sie eben nicht zusätzlich noch Schulgebühren und –uniform bezahlt werden müssen, da diese Ausgaben ja von AWI schon abgedeckt sind. Nach wie vor sind die Kinder außerdem Waisen – diese Tatsache sollte man nie aus den Augen verlieren, denn dagegen hilft auch keine noch so tolle Stereoanlage.



Als Letztes statteten wir Pauline, der Präsidentin von AFASO noch einen Besuch ab. Sie wirkte durch ihre hochgewachsene Statur, das um den Kopf geschlungene Tuch und den leicht schlurfenden Gang wie eine ehrwürdige Königin. Sie zeigte relativ großes Interesse an mir, was ich mir von mehr Afrikanern gewünscht hätte. Da die Besuche der Kinder ziemlich anstrengend gewesen waren, machten wir uns gegen 20:00Uhr auf den Heimweg – das heißt, wir versuchten, eine

Mitfahrgelegenheit auf/in irgendetwas Motorisiertem zu finden. Das war leichter gesagt als getan: Niemand war gewillt, bis zu Titi Garage, Hédwiges Viertel, zu fahren, da man nachts nicht einfach so durch die ganze Stadt fahren darf, sondern die Quartiers (für mich unverständlicherweise) aufgeteilt und zugeordnet sind. Nach etwa 1,5 Stunden quälender Warterei, nervtötender Verhandlungen und unzähligen Anmachversuchen der Kameruner, kam plötzlich ein einzelnes Taxi vorbei. Es war, als ob Jesus auferstanden wäre!! Ein Taxi, das ließ alle hoffen, dass am nächsten Tag der reguläre Fahrbetrieb wieder aufgenommen werden würde.

29.02.2008:

Freitags kehrte langsam wieder Normalität ein. Der Spritpreis wurde um 6 FCFA (entspricht etwa einem Euro-Cent) gesenkt und alle waren glücklich. Hédwige und ich fuhren zu Laetitia, die mit ihrem Bruder aufgrund der Nähe zur Schule unter der Woche bei ihrer Großmutter sowie Urgroßmutter wohnt und am Wochenende bei ihrer Tante. Wir besichtigten beide Häuser und auch hier ist zu sagen, dass ersteres keinesfalls auf eine ärmliche Familie schließen lässt.

Später besuchten wir eine der AFASO-Frauen im Krankenhaus. Ich kapierte erst, dass wir uns in einem Krankenhaus befanden, als ein Arzt mit einer aufgezogenen Spritze durch den Hof lief. Das Gebäude hatte nicht einmal einen offiziellen Eingang, geschweige denn Wände zwischen den Zimmern. Der Fernseher lief auf voller Lautstärke und das gesamte Personal stand interessiert drum herum. Auf schmalen Holzpritschen lagen drei ausgemergelte Patienten, die am Tropf hingen und wahrscheinlich auch im Notfall erst in der Werbepause behandelt werden würden. Ich könnte in diesem lärmenden Umfeld ohne jegliche Privatsphäre geschweige denn Hygiene auf keinen Fall gesund werden.

Als nächstes wurde Eugène Yvan besucht, der uns schon freudig erwartete. Spielzeugautos brauchte ich ihm wahrlich keine mehr schenken, denn obwohl er erst 13 ist, wirkte er wie ein junger Erwachsener. Wie bei den meisten Familien wurden uns auch hier Fotoalben vom verstorbenen Vater gezeigt und auch die Wände waren dekoriert mit Hochzeitsbildern und Aufnahmen aus Zeiten einer glücklichen, vollständigen Familie. Mama Kpwel brachte uns frisch geröstete Groundnuts und Popcorn, sie freute sich sichtlich über meinen Besuch. Für das obligatorische Familienfoto wurden die vier Geschwister zusammengetrommelt, die sich



extra umzogen, um auch in Deutschland gut auszusehen. Als besonderes Highlight – ich hätte am liebsten die Hände über dem Kopf zusammengeschlagen – wurde für mich der Fernseher angeschaltet. Danke schön auch!

Irgendwann musste ich auf die Toilette. Hédwige warnte mich, dass sie "very natural" ist... ist sie ;-). Was ich hinter einer Wellblechtür fand, war eine Schüssel aus Beton, mit Fliesen beklebt. Kein Abfluss dazu. Ich weiß nicht, was die tun, wenn dieses Teil voll ist. Ich will es nicht wissen. Den Geruch beschreibe ich lieber nicht.

Von Yvan aus fuhren wir direkt weiter zu Anne Panchuchu. Sie holte uns an einer Kreuzung ab, an der sich die Mototaxifahrer formiert hatten. Hier bot sich wie immer innerhalb weniger Augenblicke eine ganze Hand voll Männer zum Heiraten an. Leider hatten wir nur wenig Zeit, sodass ich ablehnen musste. Da Anne auf eine englische Privatschule geht, spricht sie fließend Englisch, sodass ich mich super mit ihr unterhalten konnte. Sie war sowieso das erste Kind, das völlig angstfrei auf mich zukam und Interesse statt Scheu zeigte. Pünktlich bevor der Platzregen einsetzte, erreichten wir ihr Haus. Niemand hatte mich gewarnt, deshalb erschrak ich zutiefst, als ich die ersten Albinos meines Lebens sah. Annes Cousine ist Albino und hat zwei Kinder – ein schwarzes und ein Albino. Diese Schachbrett-Familie ist wahrscheinlich an Diskriminierung und lästige Blicke gewohnt, sodass der Umgang mit ihnen für mich als Weiße sehr angenehm war. Anne redete unaufhörlich mit mir und auch ihre Tante bemühte sich sehr.



Für abends hatten wir uns noch vorgenommen, Alain Junior und Ornella Madona zu besuchen. Also holten wir die Caretakerin der Familie sowie Hédwiges Freundin Geviève und deren Sohn Hapi ab. Zusammen fuhren wir in einen der Außenbezirke Yaoundés, wo die Familie angeblich wohnte. Dort angekommen, waren zwar Menschen in dem vermeintlichen Haus, aber eben die falschen. Unverrichteter Dinge stiegen wir den steilen Berg wieder hoch, als uns ein Junge hinterlief und meinte, er wüsste, wo das neue Haus der Familie stünde. Dazu muss man wissen, dass es weder Straßennamen noch Hausnummern gibt, orientiert wird sich an Tankstellen, Kreisverkehren oder der Sonne. ☺

Der Junge führte uns durch ein wahres Labyrinth an verwinkelten Gassen und Häuserzeilen, wobei man aufpassen musste, dass man nicht in die Kanäle für die Kloake fiel, denn schließlich gibt es in den Armenvierteln keine Straßenbeleuchtung. Nach gut einer halben Stunde waren wir am Ziel – dachten wir zumindest. Bald sollte sich jedoch herausstellen, dass auch hier nicht die gesuchte Familie wohnte, sondern lediglich die Schwester vom Vater der Kinder, die aber jeglichen Kontakt zu ihrem Bruder abgebrochen hatte. Da Herr Beyegue kein Handy hatte (ich glaube, er wird in einer Liste der Besonderheiten Kameruns als einziger Nicht-Handy-Besitzer aufgeführt), gestaltete sich die Suche nach der Familie mitten in der Nacht recht schwierig. Schließlich gelang es uns jedoch, eine Person zu kontaktieren, die den Vater flüchtig kannte. Also stiegen wir wieder zu fünft in ein ohnehin schon voll besetztes Taxi und fuhren in das Viertel, das uns nun geraten wurde. Dieses Mal hatten wir Glück, sodass wir nach nur halbstündigem Marsch wir zunächst die Kontaktperson und dann sogar den Vater ausfindig machten. Warum die Familie umziehen konnte, ohne dass die Caretakerin davon etwas mitbekam, machte mich stutzig. Hat da wohl eine ihren Job nicht sorgfältig erledigt!?!

Der Vater brachte uns schließlich ins Haus zu seinen Kindern – das war die ärmste Behausung, die ich bisher gesehen hatte. In dem 2-Zimmer-Verschlag wohnen sie zu sechst – Vater, Großmutter und die vier Kinder. Der Aufenthaltsraum war schon durch drei Sessel und einen kleinen Tisch vollgestellt. Gekocht wird also im Schlafzimmer. Die Kinder wirkten sehr verängstigt und waren sehr abgemagert – sogar Geviève, die Schatzmeisterin von AFASO, hatte Brot aus ihrer eigenen Tasche gekauft, um es der Familie zu spenden. Bei der nächsten Lebensmittelverteilung bekamen sie eine neue Matratze. Was sie aber viel nötiger hätten, wäre wahrscheinlich ein Psychologen, der mit ihnen den Verlust der Mutter aufarbeitet.



Nach einem langen und intensiven Arbeitstag macht mir Ulrich, Hédwiges Boyfriend, die größte Freude: Nachdem mir sowohl von zu Hause (Marianne, meine Eltern, Freunde, ...), als auch von offizieller Seite (Auswärtiges Amt, Botschafter) sowie von Edison (FORCE-CAM) abgeraten wurde, mit den öffentlichen Kamikaze-Bussen nach Bamenda zu fahren, bot er mir an, mit seinem eigenen Auto in den Norden zu fahren, solange ich die Spritkosten übernehmen würde. Trotz allem Risiko musste ich einfach dorthin, ich hätte es mir niemals verziehen, unverrichteter Dinge wieder nach Hause zu fliegen. Also beschlossen wir, Samstag Morgen nach Bamenda zu fahren, um am Sonntag Nacht wieder zurück in Yaoundé zu sein. Es gingen nämlich Gerüchte um, dass die Streiks nur übers Wochenende beigelegt worden waren, damit die Bevölkerung genug Zeit habe, sich mit Nahrungsmitteln einzudecken. Da der Oppositionsführer in Bamenda lebt, wollten wir bei allem Abenteuergeist tunlichst vermeiden, dort länger als unbedingt nötig zu bleiben. Also legten wir 9:00Uhr als Abfahrtszeit für den nächsten Morgen fest. Edison wurde informiert und wir schlossen die Vereinbarung, solange keinem Außenstehenden von unserem Vorhaben zu erzählen, bis wir wieder heil zurück wären... das hielten alle für die beste Idee...

01.03.2008:

Ich hätte es wissen sollen, es war so offensichtlich: wahrscheinlich wird man mit dem alternativen Friedensnobelpreis ausgezeichnet, wenn man es schafft, auch nur einmal einen Kameruner dazu zu veranlassen, pünktlich zu sein. Nachdem Hédwige erst um 9:00Uhr fertig war, zu SWISS ins Zentrum Yaoundés zu fahren, geriet unser Zeitplan schon hier völlig aus den Fugen. Leider war der Flug für Sonntag nicht nur ausgebucht, sondern es gab sogar eine Warteliste, auf die ich mich an Position 112 setzen ließ mit fragwürdigen Chancen auf Erfolg. Wie der deutsche Botschafter schon prophezeit hatte, wollten alle Europäer raus und ihren Arsch retten. Ihr Feiglinge!! ... Spaß, in dem Moment hätte ich alles dafür gegeben, ein gültiges Rückflugticket für den nächsten Tag zu besitzen. Die nächste Möglichkeit der Heimreise bestand darin, am Dienstag Abend ab Douala nach Hause zu fliegen, aber natürlich war nicht gewährleistet, dass man mit öffentlichen Bussen überhaupt dorthin gelangte.

Als wir gegen 10Uhr zurück am Haus waren, rechnete ich fest damit, dass Ulrich sauer wäre, weil wir so lange weg waren, hatte er am Vorabend doch schließlich noch erklärt, er wolle möglichst früh aufbrechen, um in Bamenda Freunde zu besuchen. Aber Ulrich war nicht sauer. Er war gar nicht da. Meine Laune begann zu sinken. Wir frühstückten mit Beschallung durch den Fernseher, packten noch mehr Essen und Klamotten ein, warteten, riefen Ulrich an, warteten, ärgerten uns, liefen los Richtung Straße und warteten. Mittlerweile war es 12Uhr, drei Stunden nach vereinbartem Abfahrtszeitpunkt. Aus Langeweile tippten Hédwige und ich auf unseren Handys rum, als plötzlich ein Motorrad die Straßenseite wechselte, sich uns näherte, mein Handy packte und versuchte, damit davonzufahren. Glücklicherweise hatte ich es mit beiden Händen festgehalten, während der Fahrer nur eine Hand frei hatte. Für kurze Zeit stand ich völlig neben mir, so schockiert war ich von diesem Beinahe-Raub. Die umstehenden Passanten grinsten alle, wahrscheinlich dachten auch sie, dass wir Weißen in unseren reichen Länder ja bestimmt beliebig viele Telefone haben und eh nicht wissen, wohin damit. Eins mehr oder weniger, was macht das dann schon aus?!

Genau in dem Moment kam Ulrich angefahren, seelenruhig und ohne ein Wort der Entschuldigung parkte er das Auto, stieg aus und fing an, im Motorraum herumzuschrauben. Ich hätte wirklich an die Decke gehen können!! Was hatte er denn zwischen 8 und mittlerweile 12:15Uhr getan?!? Das Auto startklar gemacht jedenfalls nicht... Weil ich irgendwie Schiss hatte, auf der Straße zu stehen und mein Handy klauen zu lassen, setzte ich mich ins Auto und harrete der Dinge, die da kämen. Den Motorgeräuschen nach zu urteilen würden wir einen sehr erfolgreichen Trip haben – die Wahrscheinlichkeit, dass das Auto stehen blieb, betrug schätzungsweise 96,8%. Nach zweieinhalb Ewigkeiten gab Ulrich das Fahrzeug schließlich frei und wir konnten unsere Fahrt beginnen. Edison rechnete mit unserem Eintreffen so gegen 13:00Uhr – die 250 – 420 Kilometer nach Bamenda (wer weiß das schon genau) sind mit einem funktionierenden Auto in schätzungsweise 4 Stunden zurückzulegen. Der Zeiger stand gerade bei 12:30. Unser Plan war also seeeeehr realistisch.

Trotz allen Ärgers und der Probleme überwog meine Freude, endlich raus aus Yaoundé zu kommen und noch etwas Anderes vom Land zu sehen, mal etwas anderes als Staub und Beton. Wir überquerten den mit 920 Kilometern längsten Fluss Kameruns – den Sanaga -, sahen Kinder, die mit selbstgebastelten Autos aus Blechdosen spielten, Erdnussverkäufer, die für Afrika so typischen Baobab-Bäume und und und. Die Landschaft war atemberaubend, dichter Wald wechselte sich mit Savanne ab, bevor sich die Straße ins Hochland windete. Fürs Safari-Feeling fehlten nur noch Löwen, Elefanten und ein Ranger-Hut.

Aus meinen Träumen vom wilden Afrika wurde ich abrupt herausgerissen, als plötzlich aus dem Motorraum Dampf aufstieg. Ulrich stieg wutentbrannt aus, wurstelte am Auto herum und kam dreckverschmiert wieder rein. Die Fahrt konnte weiter gehen... Bis zum nächsten Anstieg... Das Auto streikte wieder. Also gleiches Prozedere: Ulrich stieg aus, verursachte ein paar Kurzschlüsse und raufte sich die Glatze, während Hédwige und ich wegen der urkomischen Situation vor Lachen fast platzten.

Als wir endlich wieder eine besiedelte Gegend erreichten, brachte Ulrich das Fahrzeug in



eine Werkstatt. Wer jetzt an eine Halle mit Hebebühne und Meisterbüro denkt, der irrt. Im Grunde genommen war es ein einzelner Stellplatz neben dem ein Haufen Metallschrott und/oder Werkzeug lag sowie eine Armee spärlich bekleideter Jungs, die auf Kundschaft warteten. Sie legten sich sofort ins Zeug, brauchten aber auch mindestens 2 Stunden, da man sich noch über Nationalheld Eto'os neuerliche Erfolge mit dem FC Barcelona austauschen musste. Danach – wir hatten schon 16Uhr und es begann langsam zu dämmern – brauchte Ulrich zur Aufrechterhaltung seines Fahrvermögens erst noch ein Bier. Ich war einem Tobsuchtanfall relativ nahe.

Die nächste halbe Stunde schnurrte der Motor wie ein kleines Kätzchen, aber plötzlich jaulte er auf, als habe ihn jemand am Schwanz gezogen. Wir mussten erneut anhalten. Vielleicht sollte ich noch erwähnen, dass Edison zu diesem Zeitpunkt schon mindestens 8 Mal angerufen hatte, weil das für uns zubereitete Mittagessen langsam kalt wurde, dass Marianne SMS schrieb, was wir denn heute vorhätten und wir ja stillschweigen mussten und dass wir schließlich noch nicht mal die Hälfte der Strecke hinter uns hatten. Ein wahrer Erfolg!! Dabei waren wir uns zuvor noch wie die größten Abenteurer ever vorgekommen, die den Streik und Bürgerkrieg austricksen und auf eigene Faust nach Norden fahren – getreu dem Motto: Wenn du keine Chance hast, dann nutze sie!! ...jetzt sank unser Elan mit jedem Aufqualmen des Motors ein Stückchen mehr.

Als wir schließlich in Makenene ankamen, hatte Ulrich keine Lust mehr und setzte sich in eine Kneipe. Eigentlich plante ich nach wie vor, heute noch bis nach Bamenda zu kommen. Fragte sich nur eben, wie. Zehn Anrufe später war eine Autowerkstatt ausfindig gemacht, sodass wir das Fahrzeug ans Ende der Stadt brachten. Mit Hédwige verstand ich mich mittlerweile blendend, unsere Katastrophen-Trip hatte uns einander näher gebracht und zusammen geschweißt. Wie schon zuvor in der anderen Werkstatt wurde das Auto von vermeintlichen Mechanikern umlagert und als Ursache befand man schließlich eine Schraube, die nicht richtig zugezogen war. Es wäre nicht Afrika, wenn man kurz Werkzeug in die Hand genommen und das Problem behoben hätte. Nein, der nötige Schlüssel war im Haus des Chefs, der natürlich nicht da war und auch nicht an sein Handy ging. Also hieß es warten. Na, daran waren wir ja schon gewöhnt.

Nach mehreren Stunden gab Hédwige auf und beschloss für beide, mit dem Nachtbus nach Bamenda zu fahren. Alle Busse, die von Douala oder Yaoundé Richtung Norden fahren, stoppen auf dem Nachtmarkt in Makenene, was uns natürlich entgegen kam. Trotzdem lag die Begründung für unseren eigenmächtigen Ausflug darin, dass die Busse zu unsicher waren, vor allem eben nachts lag das Risiko eines Verkehrsunfalls laut Marianne bei 1000%. Super, genau mit so einem wollten wir nun also fahren. Plan B klang nicht wirklich vielversprechend, war aber unsere einzige Möglichkeit, um Bamenda sonntags zu erreichen und bis Montag vor dem potentiellen Streit wieder zurück in Yaoundé zu sein. Ulrich würde in Makenene bleiben und das Auto reparieren lassen.

02.03.2008:

Um 2:00 Uhr morgens wurden Hédwige und ich in einen Mini-Bus verfrachtet. Anfangs saßen wir zu dritt auf zwei Plätzen, was schon nicht besonders bequem war. Kurz vor Abfahrt des Busses stieg jedoch noch eine afrikanische Mami mit ihrem Sohn und zwei Hühnern zu. Klar, dass sie sich in unsere Reihe sitzen mussten, bei uns gab es ja auch noch soooo viel Platz. Die nächsten vier Stunden nach Bamenda sollten das absolut grausamste Erlebnis meines Lebens werden. Kann sich jemand vorstellen, wie weh es tut, wenn die Oberarme vor Schmerzen brennen, weil man verzweifelt versucht, sich an der einem zustehenden 15-Zentimeter-Rückenlehne festzuhalten, die ganze untere Körperhälfte einschläft, weil die

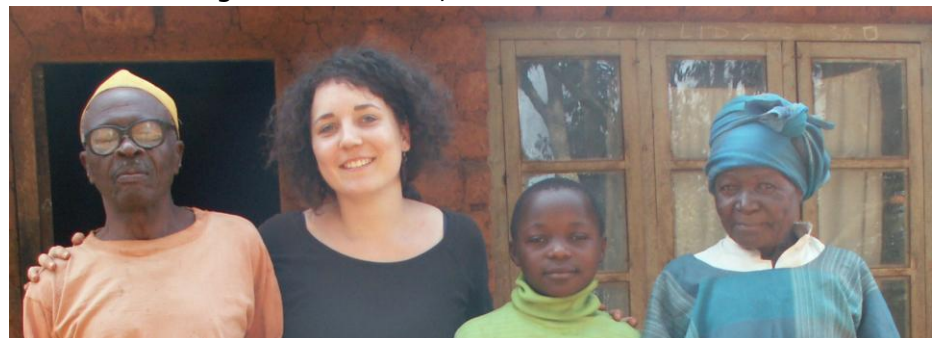
Blutzirkulation abgequetscht wird und dann auch noch die beiden verwirrten Hühner auf deine Füße einpicken!?! Ich sags euch, es war die Hölle!

In Bamenda, wo wir um 6:00Uhr ankamen, wurden wir von Edison abgeholt und fuhren sogleich Richtung Ndu Village, wo bis auf zwei alle Patenkinder von AWI zu Hause sind. Wir hatten ein anstrengendes Programm vor uns, denn um 19:00Uhr sollten wir spätestens wieder im Bus Richtung Süden sitzen. Das einzig Gute an der etwa 90Kilometer langen Fahrt war der wunderschöne Sonnenaufgang die bizarren Felsformen, die am Horizont auftauchten. Ansonsten war aber auch dieser Trip eine Qual. Zwar hatten wir zu dritt dieses Mal zur Abwechslung genügend Platz im Auto, aber die Strecke glich der Rallye Paris-Dakar... und mit dem gleichen sportlichen Elan ging Edison auch zur Sache. Während ich gut lachen hatte, musste Hédwige gegen ihre Reisekrankheit kämpfen – jemand der leicht seekrank wird, hätte ganz bestimmt gekotzt. Die Straßen sind in Wahrheit off-road-Pisten, die im Prinzip nur aus Schlaglöchern bestehen. In Europa zahlen die Menschen einen Koffer voll Geld, um im DisneyLand Achterbahn zu fahren. Wir hatten 3 Stunden lang Fahrspaß erster Klasse!! Während der Fahrt sah man überall Reste von Straßensperren, ausgebrannte Autos, eingerannte Läden.



Das Dorf Ndu, in dem 21 Patenkinder leben, entspricht nicht den Vorstellungen eines deutschen Dorfes mit kleinen Häuschen, die in Reih und Glied neben einander stehen sondern die meisten Hütten liegen weit abseits, vereinzelt in der Landschaft, um ausreichend Anbaufläche für Erzeugnisse des täglichen Bedarfs zu haben. In einer kleineren Ansammlung von Gebäuden gibt es fliegende Händler und Krämer, die nicht-landwirtschaftliche Produkte anpreisen.

Nach der langen und etwas holprigen Fahrt stiegen wir mit wackeligen Beinen aus und freuten uns, wieder festen Boden unter den Füßen zu haben. Edward Ngi, der hauptverantwortliche Caretaker, wartete schon auf uns. Zusammen mit ihm besuchten wir nacheinander die Kinder. Der erste Junge war Brightly Bongong, der bei seinen Großeltern wohnt. Vor Freude, mich in ihrem Haus begrüßen zu dürfen, weinten die beiden – obwohl sie fast blind sind und mich dementsprechend kaum erkennen konnten. Zum Abschied schenkten sie mir voller Dankbarkeit eine Tüte mit Cola-Nuts. Da der Inhalt aussah wie Kekse, freute ich mich riesig. Edison und Edward drängten mich,



einer der Nüsse zu versuchen. Neugierig biss ich hinein – und musste würgen. Der Geschmack erinnerte an einen vollen Aschenbecher bzw. war es bitterer als ranzige Butter... aber ausspucken war nicht!! Zum Glück hatte die Familie dafür kein Geld ausgegeben, denn die Cola-Nut-Bäume wachsen dort oben an jeder Ecke. Die Früchte müssen nur vom Boden aufgelesen werden.

Als nächstes besuchten wir Randolf – und guess what!? Sie schenkten mir... tatataaa... allseits beliebte Cola-Nuts!! Mit dem Jeep fuhren wir weiter zu Morine Motap, für die ich ein Geldgeschenk sowie Briefe ihrer Pateneltern dabei hatte. Sie versprach, mit den neuen Buntstiften an ihre Patenschwester Anna einen Brief zu schreiben.

Als nächstes ging es weiter zu einer kleinen Siedlung, die von einer Burgmauer umringt ist. Die Gebäude stammen wohl noch aus Zeiten der Kolonialisierung. Außer der Mauer um die Häuseransammlung herum erinnert aber nichts an europäischen Wohlstand. Die Familien leben in unverputzten Ziegelsteinhäuser, die meist nur einen Raum beinhalten, in dem gekocht, geschlafen, gelebt und gelernt werden soll. Kein Wunder, dass sich die Kinder so gut wie immer draußen aufhalten. Hier konnten wir einen Blick auf die Lebensbedingungen von Believe und Madimatu Nfor sowie Safi Goh werfen. Da wir am frühen Sonntag Morgen eintrafen, kamen die Kinder gerade von der Kirche. Sie trugen ihre Festtagsklamotten und die schicken Schuhe, die sie von FORCE-CAM zu Weihnachten bekommen hatten. Auch hier bekamen wir freundlicherweise säckeweise Cola-Nuts aufgehalst. Die Freude darüber nahm von Haus zu Haus mehr ab.



Das nächste Kind, das wir besuchten, war Glory Ngeh Ntathi, die mit ihrem Bruder, Großmutter und Tante in einem kleinen Steinhäuslein wohnt. Ein Teil des Gebäudes ist nach der letzten Regenperiode eingestürzt, sodass die Wohnfläche der Familie mittlerweile sehr minimiert ist. Um ihre Hausaufgaben auch nach Einbruch der Dunkelheit erledigen zu können, besorgte FORCE-CAM für Glory einen Tisch, Stuhl sowie eine Gaslampe. Zuvor hatte sie sich auf den Boden ans Feuer setzen müssen, um abends noch arbeiten zu können. Glory schläft zusammen mit ihrem Bruder in einem Bett. Dieser ist 16 Jahre alt und da die Familie seine Schulgebühren nicht mehr aufbringen konnte, muss er sich nun anderweitig beschäftigen. Also kaufte er mit dem letzten verfügbaren Geld Kaninchen, um diese nun zu züchten und so zum einen für etwas Essbares zu sorgen (Fleisch ist in Kamerun ein wahres Privileg, denn die Preise sind für den Großteil der Bevölkerung schlicht unbezahlbar), zum anderen aber auch, um seine Tiere gewinnbringend zu verkaufen und außerdem eine Beschäftigung zu haben.

Jeder 16-Jährige Deutsche hätte mindestens eine zweistellige Anzahl an Schulen, auf die er umsonst gehen könnte. Der Wille, für seine Zukunft zu sorgen, ist in Ndu auf jeden Fall vorhanden – nur die Möglichkeiten stimmen nicht.

Im Haus von Blaise Loye Yayah bedrücken ähnliche Probleme die Familie: Teile des Hauses sind aufgrund der kaputten Fenster nicht mehr bewohnbar, denn der schroffe Wind treibt Unmengen an Sand in die Zimmer. Die Kälte in der Nacht ist ebenfalls alles andere als angenehm. Außerdem ist die Großmutter, das Familienoberhaupt, sehr gebrechlich und bräuchte medizinische Versorgung, die aber in den Dörfern schlichtweg unmöglich ist. Trotz aller Schwierigkeiten wurde ich wie eine Königin behandelt, mir wurde der beste Stuhl zugewiesen und sofort Essen und Trinken angeboten. Dieses Angebot wollte ich aus Gründen der Höflichkeit nicht ablehnen – was sich als Fehler herausstellte: Mir wurden Cola-

Nuts gereicht – von einer dezenten Abneigung hatte ich davor ja schon erzählt. Zu trinken schenkten sie mir einen riesigen Becher „Palmwine“ ein. Augen zu und durch, dachte ich mir, das sollte schon nicht so schwer sein. Aber nein, denn Palmwine wird aus dem Stamm verschiedener Palmarten gewonnen und ist so etwas wie vergorener Weizensaft. Durch natürliche Hefen setzt sehr schnell ein Gärungsprozess ein. Es kostete mich in etwa so viel Überwindung, das Glas leerzutrinken wie eine weitere Cola-Nut zu verdrücken. Brrrrrrrrrh...



Da die Familie und auch die umliegenden Häuser in die Büsche gehen müssen, um ihr Geschäft zu verrichten, denkt FORCE-CAM darüber nach, ihnen ein Klo-Häuschen zu stiften. Das wäre mit Sicherheit eine sinnvolle Investition.

Der folgende Besuch führte uns zu Evert Goh, ein 7-jähriges Mädchen, das in einer mit einem Waisenhaus vergleichbaren Einrichtung lebt. Als wir dort eintrafen, hatten sich alle Kinder des Heims formiert und sangen ein Begrüßungslied für mich. Vor Rührung stiegen Tränen in mir auf!! Ich wurde von den Kindern genauestens beäugt und schließlich in die kleine Hütte geführt, wo die Kinder normalerweise ihr Essen

zu sich nehmen. Der Pater, der für die Organisation zuständig ist, muss ein sehr bedeutender Mann sein. Ich durfte ihm nicht einmal die Hand schütteln, denn er ist unberührbar. Edison übersetzte für mich die Worte des alten, ehrwürdigen Mannes. Er bedankte sich von ganzem Herzen und für alle Kinder, für das, was ich getan hätte und tun würde und wünschte mir Gottes Segen und alles Glück der Welt. Wow, das war sehr eindrucksvoll, zumal mein Beitrag ja bisher nicht darin bestanden hatte, viel Geld hierher zu schicken, sondern es war meine bloße Anwesenheit, die ihn dermaßen emotional bewegte. Eine der Caretakerinnen kam mit einer Schüssel auf mich zu, die mit einem Tuch zugedeckt war. Voller Vorfreude lüftete ich das Geheimnis, indem ich das Tuch anhub: Zum Vorschein kam ein Bündel Bananen!

Das zeigt mal wieder sehr gut, wie wenig die Leute auf der einen Seite dort oben haben, wenn sie Bananen als etwas so wertvolles erachten, aber auf der anderen Seite eben auch, wie gerne sie mit anderen teilen, die ja viel mehr besitzen als sie selbst. Es tat mir im Herzen weh, dass wir nur eines der etwa 30 Kinder, die in dieser Einrichtung leben, unterstützen. Sollte man sich freuen, über das eine, dem man zu einem besseren Leben verhilft, oder sollte man nicht vielmehr traurig sein über den Großteil der Kinder, die man ignorieren

MUSS, weil die Mittel nicht reichen?!?

Eine sehr schwierige Frage, auf die es wohl keine richtige Antwort gibt. Ist es ein Tropfen auf den heißen Stein oder doch ein steter Tropfen, der



den Stein höhlt?

Mittlerweile war es fast 15:00Uhr und wir uns schon auf den Rückweg machen sollen, aber es motivierte so sehr, die hätten Freude in den Gesichtern der Familien bei meinen Besuchen zu sehen. So unwohl ich mich in Yaoundé mit der mir geschenkten Aufmerksamkeit gefühlt hatte, so toll war es hier oben, wo die Menschen positiv gestimmt waren und sich für die Person hinter der weißen Fassade interessierten, anstatt nur auf Hautfarbe und damit verbundene Herkunft zu reduzieren.

Trotzdem fand ich diese Art der Fast-Vergötterung nicht gut. Ich wünschte mir, dass Kameruner auch Idole und Vorbilder aus ihrer eigenen Gesellschaft hervorbringen würden. Wer einen „Weißen“ kennt, der hat was zu prahlen. Wer einen „Weißen“ zu Besuch hatte war sich neidischer Blicke der Nachbarn sicher. Wer ein Gespräch mit einem „Weißen“ auf „Kizungu“ – Englisch – führen kann, ist angesehen. Wer Adressen austauscht oder mit ihm auf einem gleichen Foto auftaucht, ist wichtig. Nicht umsonst habe ich sicher 25 Mal meine Email-Adresse weitergegeben, aber bisher nur eine einzige Nachricht bekommen. Ein Besuch in Ndu ist auf jeden Fall eine äußerst effektive Therapie für Menschen mit Minderwertigkeitskomplexen!!!

Der Himmel hatte sich schwarz gefärbt und ein riesiges Gewitter stand bevor. Edward meinte, das liege an meiner Anwesenheit. Ich sei ein Geschenk Gottes, denn die Menschen warteten schon seit geraumer Zeit auf Regen. Einen Augenblick später fing es an zu blitzen, donnern und wie aus Kübeln zu gießen. Zwar wurde dadurch der penetrante Lehmstaub aus der Luft gewaschen, auf der anderen Seite mussten die Menschen in strohbedeckten Häusern wohl um ihre Bleibe fürchten. Auch hier, am Ende der Welt, hat die Medaille eben immer zwei Seiten.

In der letzten Ansiedlung von Häusern angekommen, stellten wir den Jeep ab und rannten durch das Gewitter zu Abilu Ndzi, dem Patenkind meiner Mutter und Oma. Als ich ihn zum ersten Mal sah, wie er zusammengekauert auf dem Bett in der kleinsten aller Hütten, die wir an diesem Tag gesehen hatten, saß, musste ich schlucken. Er sah genau aus wie auf dem Bild, aber er wirkte so klein und zerbrechlich. Langsam ging ich auf ihn zu und nahm meinen dritten Bruder in die Arme. Es war der vielleicht schönste Moment meiner Reise. Große Freude herrschte auch hier über die Geschenke aus Deutschland. Seine Tante und Oma dankten mir für die unvorhergesehene Unterstützung für den Kleinen, den sie ohne dieses Geld wohl nie auf eine Schule schicken hätten können. Ich war den Tränen nahe, all das war sehr emotional. Ich wünschte, jeder Pate könnte „sein“ Kind einmal besuchen und sehen, was mit dem Geld alles geschieht und wie viel in Kamerun mit der so unscheinbaren Summe von 28 Euro pro Monat erreicht werden kann.



Bedingt durch den Zeitdruck verabschiedeten wir uns und kehrten bei Brain Yuniwo ein, dessen Großvater ein sehr einflussreicher Mann einer Bürgerorganisation in Ndu gewesen war. Er verstarb im Dezember 2007. Brain ist das älteste der Patenkinder bei FORCE-CAM. Edison plant, mit ihm und einigen anderen Jungs ein gewisses Netzwerk aufzubauen, bei dem die älteren Kinder zu den kleineren gehen, diesen von ihren Chancen durch die Patenschaft erzählen und sie dazu motivieren, sich in der Schule anzustrengen. Des Weiteren sind Workshops, zum Beispiel in 10-Finger-Schreiben oder Internetkurse im Aufbau, die zunächst die größeren Kinder besuchen später ihre Kenntnisse an die jüngeren weitergeben.

Brains Großmutter hatte für uns gekocht, allerdings schon am Vortag, denn sie hatte mit unserer Ankunft viel früher gerechnet... zu Recht - wir nämlich auch! Während wir Reis mit Huhn aßen, klopfte es an der Türe. Es war Abilu, der die Türe langsam aufdrückte und sich in den Raum quetschte. Seine Familie wollte ihre Dankbarkeit noch einmal bekunden, indem er mir eine Tüte – na was wohl – Colanuts brachte. Jetzt war ich kurz vor einem Heulkampf. Wenig später betrat Onorine Bongake das Haus. Wir hatten sie gebeten, herüberkommen, weil sie gleich nebenan wohnte und wir sowieso schon in Verzug waren. Sie freute sich über ihre Geschenke, war jedoch mit der Situation etwas überfordert und es wäre schön gewesen, auch ihre Erziehungsberechtigten kennen zu lernen.

Bevor wir uns endgültig verabschiedeten, betrat eine Gruppe Frauen den Raum und brachte einen riesigen Sack mit. Sie ließen durch Edison ausrichten, dass alle Familien, die von AWI unterstützt werden, zusammen gelegt und Kartoffeln gesammelt hätten. Diese wollten sie mir nun schenken.

Ich traute meinen Ohren kaum: Ich, der Europäer mit den Fettpolstern an den Hüften, für den es möglich war, zum nächsten Supermarkt zu fahren, um sich Chips zu kaufen oder am Bankautomaten mehr Geld abheben konnte als die meisten Menschen dort in den folgenden zehn Jahren verdient hätten, kam in das vielleicht ärmste Dorf der Welt. Nun bekam ich von den hungernden Leuten dort ein Geschenk überreicht: 25 Kilogramm Kartoffeln, die sie sich am Mund abgespart hatten! Das war das prägendste Erlebnis, ich war emotional schockgefrostet wegen der Unglaublichkeit und kam mir vor wie ein Schmarotzer, ihnen jetzt auch noch das Essen wegzunehmen. Edison meinte, mir bliebe keine andere Möglichkeit und sie würden gerne Hunger leiden, um mir etwas von ihrem wenigen Besitz abtreten zu können. Krass!

Schweren Herzens musste ich die Leute nun zurücklassen, um wieder zurück Richtung Zivilisation aufzubrechen. Drei Stunden anstrengende Fahrt lagen vor uns, aber ich war immer noch wie gelähmt, weil ich die Aufopferungsbereitschaft der Menschen nicht fassen konnte. Der erste Schritt, ihnen davon etwas zurückzugeben, wäre auf jeden Fall, selbst ein Patenkind zu unterstützen. Das war klar.

Auf der Hinfahrt hatte Edison Jeep zuvor schon manchmal rumgezickt, aber alles in allem waren wir zügig vorangekommen. Die Rückfahrt allerdings war eine absolute Katastrophe: Mindestens alle 20 Minuten mussten wir anhalten, Wasser aus einem Fluss holen und den



Motor kühlen. Hédwige und ich konnten unser Glück mit Autos an diesem Wochenende kaum glauben. Kurz vor Bamenda riss auch noch ein Kabel, dass die Batterie mit dem Lichtmaschine verbindet, sodass wir ohne Licht fahren mussten, um Energie zu sparen. Fahrzeuge bei Dunkelheit ohne Licht – genau davor hatte Marianne mich gewarnt – das wir nun selber eine Gefahr darstellen würden, war umso grotesker. Auf der Fahrt starb ich vor Angst sieben Tode – und schickte als Gegenmaßnahme Stoßgebete gen Himmel. Schließlich erreichten wir Bamenda mitsamt dem Auto. Mit den Nerven waren wir dafür am Ende. Nach einem Abendessen im Kreise von Edisons Familie fuhren wir mit einem Mini-Bus, der allerdings eine Maxi-Anzahl an Passagieren beinhaltete, nach Bafoussam, wo wir in ein anderes Fahrzeug wechseln

mussten. Im Bus herrschte eine gespannte Stimmung, weil keiner der Insassen wusste, ob der morgige Tag alle bisherigen Geschehnisse in den Schatten stellen würde oder ob endlich wieder an Normalität zu denken war. Alle waren gereizt und dementsprechend froh, das Fahrzeug nach 1,5 Stunden wieder verlassen zu können.

Ulrich war immer noch nicht aufgetaucht bzw. ging er auch nicht an sein Handy. Hédwige kaufte vorsorglich ein Ticket für ihn, was sich im Nachhinein zwar als schlau erwies, denn er stieg in Makenene zu, aber die Busfahrer wollten den Bus nicht abfahren lassen, bis nicht auch der letzte Platz voll war. Dementsprechende Proteste gab es, als Hédwige das Ticket zeigte, das ja bewies, dass die für den freien Sitz bezahlt hatte. Als ich schon fest davon überzeugt war, dass die nächste 5-Stunden-Höllenfahrt jetzt beginnen würde, fingen die zuständigen Busbetreiber an, Holzbretter zwischen den Sitzen rechts und links vom Gang zu klemmen, sodass auch dieser Platz noch mit zahlenden Gästen ausgenutzt werden könnte. Nach zwei Nächten mit insgesamt höchstens 6 Stunden Schlaf und unserem anstrengen Trip von heute war ich einfach nur genervt und hätte am liebsten 20 Euro spendiert, wenn wir nur endlich losfahren würden. Dann hätte ich aber mal wieder alle Klischees der Afrikaner bezüglich Weißen erfüllt, nämlich dass wir glauben, mit unserem stinkenden Geld alles erkaufen zu können.

03.03.2008:

Gegen 5:00 Uhr erreichten wir schließlich doch Yaoundé. Mit einem Taxi fuhren wir nach Hause, wobei Hedwige im Nachhinein gestand, dass sie Angst gehabt hatte und ohne Ulrich um diese Uhrzeit niemals ein Taxi nehmen würde. Das fand ich sehr erschreckend und mir wurde mal wieder bewusst, dass die Sicherheit, die wir Deutsche im Inland nicht einmal bemerken bzw. für völlig selbstverständlich halten, etwas Unbezahlbare ist.

Montags wurde erstmal geschlafen und nachdem Ornella mit ihrem Heldenmut den Kakerlaken im Bad den Garaus gemacht hatte, ausgiebig geduscht, um wenigstens kurzfristig für Erfrischung zu sorgen sowie einen klaren Kopf zu bekommen. Den Tag verbrachte ich damit, mir über meine persönlichen Vorstellungen von Entwicklungshilfe klar zu werden und die Erlebnisse zu überdenken. Abends kam Chantal Alima, eine Freundin Mariannes, zu Besuch. Highlight des Tages war die Meldung, dass die Streiks nicht fortgeführt werden würden, sodass ein normales Leben wieder möglich war. Erleichterung machte sich breit, wobei wir dann auch länger in Bamenda hätten bleiben können. Aber das konnte niemand wissen – zwischenzeitlich sah es ja wirklich mal nach Evakuierung aller Ausländer aus. Ich hatte mein Glück mit diversen Aktionen eh bereits überstrapaziert und wollte lebend wieder nach Hause kommen, freute ich mich doch schon sehr auf daheim, auf saubere Badezimmer und Wasserdruck.

04.03.2008:

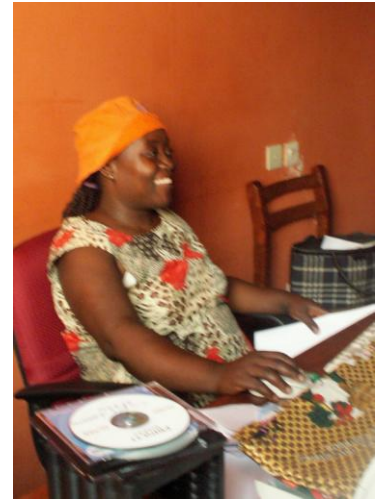
Der folgende Tag begann wie immer in den frühen Morgenstunden, obwohl wir niemals vor 11:00Uhr das Haus verließen. Hédwige musste wegen privater Angelegenheiten auf die Bank, die direkt neben der Deutschen Botschaft lag. Als ich die deutsche Fahne ganz versteckt im hintersten Winkel des Gartens entdeckte, fühlte ich mich ein wenig wie zu Hause. Ich nahm mir vor, dem ehrenwerten deutschen Botschafter, der meine Stimmung und das Gefühl für Sicherheit gerettet hatte, eine Dankes-email zu schreiben.

Selbst in der Bank war ich die einzige Weiße, aber hier wurde ich immerhin nicht komisch von der Seite angeschaut.

Mittags statteten wir verschiedenen Krankenhäusern einen Besuch ab, um Medikamente und Verbandszeug für die geplanten Erste-Hilfe-Pakete für die Familien zu besorgen. Wir engagierten einen Arzt vom Flüchtlingskrankenhaus des Internationalen Roten Kreuzes, der am Mittwoch zur Verteilung der Nutritional Packages kommen und den Erziehungsberechtigten Informationen zur Anwendung der Arzneien geben sollte. Im Anschluss besuchten wir Pauline in dem Mutter-Kind-Krankenhaus, in dem sie als Buchhalterin/Koordinatorin/Sekretärin arbeitet. Die beiden Krankenhäuser sahen zumindest schon mal besser aus als das eine Woche zuvor, in dem die AFASO-Mitarbeiterin behandelt worden war. Trotzdem herrschten auch hier vor allem im Bereich der Hygiene erhebliche Mängel.

Den Nachmittag brachten wir im Büro bei AFASO zu. Audrey und eine Freundin, mit der sie am Goethe-Institut Deutsch lernt, kamen spontan vorbei und engagierten mich für den nächsten Tag. Sie wollten, dass ich eine Stunde Deutsch-Unterricht gebe. „Warum nicht?“, dachte ich, und sagte zu.

Als sich die Mädels verabschiedet hatten, machten Justine und ich uns an die Überprüfung der Jahresberichte und Kassenbelege. Alles war tiptopp in Ordnung, die Belege exakt nach Kostenstellen vorsortiert und alle Aufzeichnungen vollständig. Es war sehr leicht, den Überblick zu behalten und die Angaben zu verifizieren, obwohl wir sprachliche Defizite ausgleichen mussten. Das hatte ich mir definitiv chaotischer, „afrikanischer“ vorgestellt ;-)



05.03.2008:

Mittwochs holten wir beim Zoll ein Päckchen aus Deutschland ab, für dessen Aushändigung Hédwige nochmals 5000 FCFA bezahlen sollte - allerdings ohne Beleg – insofern war offensichtlich, dass das die Pauschale war, die der Beamte für seine ach-so-aufopfernden Dienste in Anspruch nehmen würde. Schon krass, dass selbst die staatlichen Angestellten so drauf sind!! Schließlich einigten wir uns auf 3000 FCFA, was aber immer noch die unverschämte Summe von 5 Euro ist – schließlich wurde in Deutschland schon 15 Euro für den Versand bezahlt und zweitens entspricht der Durchschnittslohn in Kamerun etwa 100 Euro. Fünf Euro sind demnach also mehr als der Tagesverdienst eines einfachen Arbeiters!!

Einigermaßen zufrieden, dass das Päckchen überhaupt angekommen war, machten wir uns auf dem Weg zum Großmarkt, um die Reiserationen, Öl und Seife für die 16 Familien einzukaufen. Mir kam das etwas kurzfristig vor, denn immerhin brauchten wir knapp eine halbe Tonne Reis, aber Hédwige machte sich keinen Kopf. Manchmal funktioniert es eben auch ohne deutsche Weitsicht und Planungswut ;-)

Nachdem Leute organisiert waren, die Groundnuts in rauen Mengen besorgten, fuhren Teile von AFASO zum Krankenhaus, um die Erste-Hilfe-Pakete abzuholen, während ich mich auf den Weg ins Goethe-Institut machte, wo Audrey schon auf mich wartete. Zusammen mit ihrer Lehrerin gestaltete ich eine Stunde zum Thema „Deklination der Adjektive abhängig vom Kasus“.. WOW!! Hätten deutsche Schüler das gekonnt?! Ich bezweifle es. Auch ich als „alter Lateiner“ kam das eine oder andere Mal in Verlegenheit, weil ich die Antwort nicht aus dem Stegreif wusste. Es machte trotzdem super viel Spaß und den Schülern schmeckten die mitgebrachten deutschen Gummibärchen ;-)

Als ich zu AFASO zurückkam, saßen die Familien schon gespannt im Büro – vor dem Fernseher. Ich begrüßte sie mit Handschlag, um zu zeigen, dass ich Null Berührungsängste

hätte. Jedes Patenkind bekam 25 Kilo Reis, 2 Liter Öl, einen riesigen Sack Groundnuts, Seife und ein Erste-Hilfe-Paket. Die Freude darüber war sehr groß, konnten so doch wieder Arztgebühren gespart werden. Es war schön, nun auch die Kinder zu sehen, bei denen wir es zeitlich einfach nicht mehr geschafft hatten, sie zu besuchen.

Loic Essengue, der Junge, der zwischen dem Haus seiner Großeltern und dem seines Onkels lebt, und faktisch nur herumgeschoben wird, war auch an diesem Mittwoch Nachmittag alleine gekommen. Nur zur Abholung der schweren Lebensmittel fanden sich zwei ältere Cousins ein. Bewundernswürterweise hatte er immer ein Lächeln auf den Lippen. Vielleicht war das aber auch nur, um nicht weinen zu müssen angesichts der anderen einigermaßen intakten Familien.

Die Kinder begeisterten sich für meine Kamera und konnten damit sogar vom Fernseher weggelockt werden. Das war wirklich eine Besonderheit!!

Einige der Kinder kamen mit dem Anliegen zu mir, ihre Pateneltern zu besuchen und sich bei ihnen nochmal extra zu bedanken. Außerdem wünschten sich viele regelmäßigeren Briefkontakt mit Deutschland. Im Zuge der Verbreitung des Internets in Kamerun wird dies vielleicht schon bald durch das Schreiben von emails möglich sein.

Der Nachmittag war sehr gelungen, denn ich hatte mich mit einigen Kindern sogar unterhalten können, weil sie aus freien Stücken auf mich zukamen und ihre Hemmungen der Weißen gegenüber langsam verfliegen.



06.03.2008:

Donnerstags wollte ich doch noch einmal nach Bamenda fahren. Warum ich mir das antat, kann ich im Nachhinein nicht mehr so genau sagen, aber die Fahrt war genauso wenig angenehm wie beim ersten Mal. Hédwige brachte mich zum „Busterminal“ – eine Stelle am Straßenrand, wo drei Busse auf Passagiere warteten. Als die Menschenmenge mich erblickte, bildete sich sofort eine Traube um mich herum, denn alle wollten mich als zahlenden Passagier in seinen Bus zwingen. Das ist Gang und Gebe und keine Frage der Hautfarbe. Als Hédwige und ich unschlüssig herumstanden, kam jemand von hinten, packte mich an meinem Rucksack und zog mich Richtung Bus. Beschimpfungen jeglicher Art konnte ich über mich ergehen lassen, aber das machte mir Angst. Mühsam löste ich mich aus der Umklammerung, schüttelte den Mann ab und sah in dem Moment, dass sie auch Hédwige festhielten. Ich hatte Angst – richtige Angst – nicht nur um meine Wertsachen, sondern auch um uns und um mein unbeschwertes Gefühl hier im Land. So schnell ich konnte, sprang ich einen der Busse, um dort vor den Busmitarbeitern sicher zu sein, die vor nichts zurückschrecken, um Passagiere für ihre überfüllten Busse zu bekommen.

War ich vielleicht froh, als wir endlich losfuhren. Auch dieses Mal saßen auf der für drei Menschen vorgesehene Rückbank fünf stämmige Afrikaner, die einander die schwitzenden Achselhöhlen ins Gesicht drückten und ihren Vordermäner die Knie in den Rücken – komischerweise schien ihnen das nichts auszumachen ;-)

Am Spätnachmittag durfte ich mich endlich aus dem Bus falten – ich kam mir vor wie eine Ziehharmonika. Nach einem grandiosen Abendessen bei Edison und seiner Familie (Elvine, Ernest, Ellen, Edison und Elizabeth) begaben Edison und ich uns ins FORCE-CAM-Büro, um auch hier die Finanzberichte zu überprüfen. Leider war hier nicht ganz so sorgfältig Buch geführt worden, sodass es doch mehr Zeit in Anspruch nahm, sich einigermaßen einen Durchblick zu verschaffen.

Erst spät in der Nacht kamen wir nach Hause und da ich Edisons Töchter, mit denen ich in einem Bett schlief, nicht wecken wollte, stolperte ich bei Dunkelheit in das Zimmer. Im Prinzip war ich ganz froh, nicht sehen zu müssen, was für Getier hier nachts aktiv wird. „Eigentlich sollte im Zimmer nichts sein“, hatte Edison gesagt, aber dieses "eigentlich" störte mich ein bisschen – zu tief saß der Schock seit ich in Hédwiges Haus die erste Kakerlake auf meinem Kopfkissen entdeckt hatte.

07.03.2008:

Freitags würden wir laut Edison in ein Projekt der lokalen Kirche fahren – eine Töpferei, in der von der Lehmgewinnung bis zum Export alles selbst gemacht wird und wo arbeitslose Jugendliche und Behinderte eine Chance auf einen kleinen Job bekommen.

Für 12:00Uhr waren wir angemeldet, um 13:30 Uhr fuhren wir von zu Hause los. Auf dem Hinweg mussten wir noch bei Edisons halber Familie vorbei, um „Hallo“ zu sagen und wahrscheinlich (wie oben schon erwähnt), etwas Eindruck zu schinden. Naja, mir sollte es egal sein, sie waren ja alle sehr nett ;-)

Die Töpferei war super spannend, endlich mal ein Betrieb, der ordentlich war und in dem alles zu funktionieren schien.

Zurück in Bamenda gingen wir zu Sharon Bey Yayah, dem allerersten Patenkind von FORCE-CAM. Am Vortag hatte sie uns zu ihrem Geburtstag eingeladen. Vor dem Haus sprang eine ganze Horde Kinder umher und auch das Haus selbst (wohlgemerkt – es ist ein Ein-Zimmer-Häuslein) platzte aus allen Nähten. Sharon hatte vom Geldgeschenk ihrer Patin Essen gekauft – und sich sogar eine Flasche Coca-Cola geleistet. Das brachte mich echt zum Nachdenken, werden doch hier in Deutschland jeden Tag Hunderttausende von Litern davon im Unverstand getrunken, während sie sich nur an ihrem Geburtstag eine einzige Flasche für alle gönnte. Edison und ich wurden mit Haufen von Nudeln, Reis und Brot versorgt und auf den Ehrenplatz vor dem Fernseher gesetzt. Plötzlich kam Sharon mit zwei Flaschen Cola für uns beide – das hatte mit Sicherheit das Budget gesprengt, allein die beiden Flaschen kosteten wahrscheinlich mehr als das Essen für Sharons 25 Freunde. Wieder einmal konnte man die Gastfreundschaft und Selbstaufgabe der Afrikaner sehen. Ich freute mich sehr über das Cola, hatte ich die letzten beiden Wochen ja auch nur muffiges Leitungswasser getrunken. Noch mehr war ich allerdings glücklich darüber, dass Sharon keine Cola-Nuts für mich bereithielt ;-)



Jedes Kind aus der Nachbarschaft bekam von Sharon eine Tüte mit Popcorn, Bonbons und Keksen. Man sah ihr an, dass sie mächtig stolz darauf war, nicht nur eine Weiße als Gast auf

ihrer Party zu haben, sondern auch noch allen Kindern Süßigkeiten schenken zu können. Sie stieg in der Beliebtheitsskala ganz sicher auf den Platz an der Sonne.

Die große Schwester Hiris, die Sharon von Ndu nach Bamenda geholt hatte, ging sehr liebevoll mit ihrer kleinen Schwester um. Man sah, dass sich beide gut verstehen und sich gegenseitig respektieren.

Einziger Wehmutstropfen bei unserem Besuch war, dass wir erkennen mussten, dass Hiris wieder schwanger ist und das Haus so ja schon jetzt zu klein für die 4-köpfige Familie ist, zumal Hiris erst 22 ist und noch zur Abendschule geht. So wird die Zukunft bestimmt nicht einfacher.



Bei Edison daheim kam ich schließlich noch in den Genuss des allabendlichen Rituals – einer Art Bibelstunde, in der Mama Elvine eine Stelle aus dem Buch der Bücher vorlas und anschließend über die Bedeutung dieser Worte diskutiert wurde. Danach wurden Fürbitten ausgesprochen und gemeinsam gebetet. Für mich beteten sie auch – ob ich es so nötig habe, weiß ich nicht, aber schaden kann es ja nicht und die Geste war wirklich lieb gemeint. Vor allem Nelson Njonyu, eines der 23 Patenkinder von FORCE-CAM, der aber schon seit Jahren bei Edison lebt, um auf eine bessere Schule gehen zu können, tat sich hier hervor. Auch beim Singen und Trommeln war er tonangebend.

Kein Wunder, dass die unterschiedlichen Kirchen in Kamerun eine derart wichtige Rolle im täglichen Leben einnehmen. Sie sind Ort der Hoffnung, Freude und Lebenslust. Ich musste an mein Vorurteil denken, die Kirchen drängten den Afrikanern ihren Glauben auf und zerstörten die uralten Traditionen. Hier erlebe ich das gelassene Nebeneinander von christlichen Bräuchen und afrikanischer Kultur.

Das Ticket für die Rückfahrt nach Yaoundé sagte 21:00Uhr, aber Edison weigerte sich, das Haus vor 22:00 Uhr zu verlassen. Ich saß wie auf Nadeln, aber als wir schließlich am Terminal eintrafen, war der Bus wirklich noch da – und machte keine Anstalten, vor Mitternacht loszufahren. Kurz nach 00:00 Uhr ging es schließlich los, was ja im Endeffekt gar nicht sooo viel Verspätung bedeutete.

08.03.2008:

Schließlich erreichte ich Samstag morgens um 6:00 Uhr Yaoundé und fuhr zusammen mit einer Frau, die ich Bus kennen gelernt hatte, Richtung Lycée Bilingue. Hédwige war froh, mich heil wiederzusehen und überraschte mich mit einem afrikanischen Gewand. Der 7. März ist internationaler Tag der Frauen, was in Kamerun richtig groß zelebriert wird. Insgesamt waren im ganzen Land 1,5 Millionen Frauen aktiv an Veranstaltungen an diesem Tag beteiligt. Das rührt wahrscheinlich daher, dass die Rolle der Frau als Gebärmaschine und billige Haushaltskraft immer noch sehr rückständig ist. Im ganzen Land tragen die Frauen an diesem Tag ein und denselben Stoff in verschiedenen Ausführungen. Auch für mich hatte AFASO ein afrikanisches Dress, bestehend aus Rock und Bluse gefertigt. Ich wurde immer mehr integriert!!

Mit einer Freundin Hédwiges fuhr ich Richtung Zentrum Yaoundés, aber alles war dicht. Zu viele Frauen waren auf den Straßen unterwegs. Zu Fuß ging es also weiter zum Treffpunkt, wo schon andere AFASO-Mitglieder auf uns warteten. Wir formierten uns als Gruppe, dann konnte der Marsch beginnen. Die Strecke führte über die Haupteinkaufsstraße, vorbei an den



wichtigsten Ministerien bis hin zu einem kleinen Park. An dem Marsch beteiligten sich alle Frauen-Verbindungen der Stadt, dazu Schulen und öffentliche Einrichtungen wie z.B. das Krankenhauspersonal. An den Rändern säumten viele Passanten die Straße, um einen Blick auf das Geschehen erhaschen zu können. Mehr Glück hatten da die ausgewählten Gäste, die auf den Tribünen einen Platz gefunden hatten. Sogar die First-Lady war da und beklatschte die Frauen. Es war ein schönes Gefühl, an einem internationalen Event in einem anderen Land zu sein und mit Menschen anderer Kulturen, Ethnien und Hautfarbe solch einen Tag begehen zu können. In meinem Kopf war ich wieder ein klein bisschen schwärzer geworden.

Nach dem Spektakel fanden sich die Frauen im AFASO-Büro ein, wo es zur Stärkung die allseits beliebten Spaghetti-Brote gab. Plötzlich tauchte Michelle Nkenfack auf, um mir einen Brief für ihre Patin zu geben. Das Mädchen hatte den ganzen Weg aus ihrem Dorf herunter auf sich genommen, um einen Brief abzugeben!? Das nenn ich Einsatz.

Als alle satt waren und nach Hause gingen, besuchten Hédwige und ich ein weiteres Kind, das vielleicht ins Patenschaftsprogramm



aufgenommen wird. Ihr Name ist Ada, 6 Jahre alt, Vollwaise. Momentan lebt sie bei ihrer Tante, die alleinstehend ist und sich um ein eigenes Kind und zwei weitere kümmert. Ada hat eine 3-jährige Schwester, die erst 9 Monate alt war, als ihre Mutter an HIV starb. Die Gegend, in der die Familie wohnt, ist elender und heruntergekommen als alles, was ich zuvor gesehen hatte. Adas Tante war es sogar peinlich, uns ihr Schlafzimmer zu zeigen, weil sie dort mit den fünf Kindern auf einer einzigen Matratze schläft. Sie hat Hilfe wirklich bitter nötig, denn sie wirkte auf mich sehr liebevoll, lebenslustig und aufopferungsvoll. Das Leben hatte ihr nur bisher keine Chance gegeben.

09.03.2008:

So, das wars dann auch schon, es passierte nicht mehr viel, bis auf dass Audrey am nächsten Tag meine Haare in drei Stunden in ein afrikanisches Meisterwerk verwandelte, ein Wunder geschah, als der Taxifahrer, der mich zum Flughafen bringen sollte, nicht nur pünktlich, sondern sogar ein paar Minuten zu früh kam und ich auf dem Flughafen nach zwei Wochen die ersten Weißen erblickte.

Fazit:

Auch wenn es in diesem Bericht vielleicht manchmal nicht ganz so rüberkommt, so habe ich Afrika schätzen und lieben gelernt. Die ersten Tage waren zwar hart, aber man muss tolerieren, dass sich das ganze Land im Ausnahmezustand befand und die Stimmung sehr gereizt war. Insgesamt ist die Mehrheit der Menschen sehr nett und zuvorkommend. Schwarze Schafe gibt es auch hierzulande.

In Bezug auf meine Mission bzw. Entwicklungsarbeit ist mir klargeworden, dass man bei seinem persönlichem Einsatz irgendwo Grenzen setzen muss. Letztendlich ist es ein Job wie jeder andere, der vielleicht emotional mehr belastet, als es bei einem Steuerberater der Fall ist, aber es ist von elementarer Bedeutung, den Unterscheiden zwischen Arbeit und Freizeit zu erkennen. Ansonsten geht man daran kaputt, dass man alleine nicht die Welt retten kann. Der Idealist in mir mag diesen Umstand zwar nicht akzeptieren, aber es ist die Realität. Anstatt sich den Kopf über das Elend auf der Welt zu zerbrechen, sollte man sich auf ein Projekt, eine Region oder ein Land spezialisieren und dort das Beste geben → Weine nicht, dass du nicht jedem helfen kannst, sondern freue dich über die, deren Leben du bereichert hast.

In dem Sinne bin ich überzeugt, dass wir mit den Kooperationen von AFASO und FORCE-CAM auf dem richtigen Weg sind. Ich selbst bin um eine Erfahrung reicher, habe meine erste Lektion gelernt. Ich danke allen, die mir diese Chance ermöglicht haben und weiß, dass es nicht meine letzte Kamerun-Mission war.

Solange wir am Leben sind, liegt vieles vor uns, das wir erreichen können.

Yoruba

